

Lebenswahre Askese

Von Bernhard Häring CSSR, Rom

Wir müssen das ganze Geheimnis Christi leben, das große Geheimnis, das sagt: Tod und Leben, Leben auch aus dem Tod. Paulus gibt im Römerbrief, Kap. 6 und Kap. 8, eine entscheidende Weisung, wie die Abtötung, er benützt wirklich das Wort abtöten, der alten Gelüste, der Gelüste des triebhaften Menschen die Voraussetzung ist für die Freiheit der Kinder Gottes, für die Gewissensformung.

Askese ist Einübung für den Kampf, für den Wettkampf, für die Schlacht. Die Askese sieht das christliche Leben als einen geistlichen Kampf zwischen Christus und den alten Unheilmächten, den Mächten der Finsternis, die den Menschen verführen zum ichhaften Denken. Rein philosophisch gesagt, ist Askese jene Übung, die den Leib dem Geiste unterwirft, damit der Geist sich Gott unterwerfen kann. Ich finde, das geht nicht tief genug.

Wir müssen ganz wesentlich die Askese sehen von der heilsgeschichtlichen Situation her, von der großen Auseinandersetzung zwischen Christus und der eigenen Herrlichkeit, die aus sich selbst die Freiheit besitzen, die aus eigener Herrlichkeit über etwas verfügen will, die letztlich den Versuch macht, das Leben aus sich selbst zu haben. Es ist die ichhafte, herrschsüchtige und unwahre Existenzweise. Wir sind nicht nur durch die Erbsünde von dieser Daseinsweise bedroht, sondern auch durch die Denkweise und die Struktur in unserer Umwelt.

Die Askese muß uns also tüchtig machen, daß wir in diesem Kampfe eindeutig auf der Seite Christi stehen. Aber da ist das Wort Askese, d. h. Übung, gefährlich, wenn es bloß um Übung geht. Wir haben am 1. und 2. Mai 1945 auf der Insel Hela noch gewaltige Kasernenübungen gemacht. Der Feind stand draußen, daheim hat man noch geübt, anstatt dem Feind zu begegnen. Unnütze Kasernenübungen! So besteht die Gefahr, daß man auch Askese als Übung verselbständigt und daß man nicht weiß, wofür man sich einübt, oder daß man einübt, wenn man ohnehin schon im Felde stehen und kämpfen müßte. Es bedarf der Einübung, diese muß dem alten Menschen zu Leibe rücken, aber immer unter der Fahne Christi für ein Ziel und Ganzes.

Die Askese darf also nicht zum Selbstzweck werden. Sie muß echter Ausdruck sein und von solcher Art, daß sie uns sagt, um was es geht. Es geht nicht um einige Routineübungen, sondern um die Einübung zum Kampf, in dem der alte Mensch sterben muß, der ichhafte Mensch. Sie muß also lebenswahr sein und zur Wahrheit hinführen. Und sie muß immerfort auf dem Kampffelde geübt werden, in den täglichen

Gegebenheiten, nicht im abgeschlossenen Kämmerlein, während längst der Kampf schon überfällig ist.

Worin können wir die Askese üben? Ich nehme das Aktuellste. Lasset uns von uns lieb gewordenen Lebensgewohnheiten und -formen lösen, wenn sie nicht nützen im geistlichen Kampfe, z. B. von der Tracht. Das scheint mir die aktuellste und lebenswahrste Askese zu sein. Und das ist eine ganz beachtliche, vielleicht recht schwere Leistung. Wenn also z. B. eine Schwester wegen der schönen Tracht eingetreten ist und nun sich nach 40 Jahren von dieser Tracht löst, sich im Spiegel anders sieht. Aber das ist nur eine kleine Sache, wiederum ein Symbol für so viele Dinge, an die wir gewöhnt sind und von denen wir uns nun trennen.

Es geht auch nicht an, daß man alte Dinge herumschleppt und sich verschließt gegen neue Übungen, neues Leben. Was die Jüngeren verstehen, was sie anspricht, was sie denken, das fühlen wir nicht so mit, weil wir eine eigene Schablone haben.

So stellt das Generationsproblem immer wieder Anforderungen an unsere Askese. Und diese Abtötung soll nicht von den Jüngeren zuerst verlangt werden; denn jene, die schon 30, 40, 50 Jahre im geistlichen Kampf stehen, müssen doch weiter sein als die Jungen. Außerdem gehört die Zukunft nicht den alten Lebensformen, sondern den neuen. Nun können Sie sich im Kloster umschauen und sich fragen: Was sind die Dinge, an denen wir hängen? Es gibt deren sehr viele. In jedem Generalkapitel kann man sich erhitzen mit dem hl. Eifer der Propheten und sogar die Fluchworte der Psalmen benutzen und losziehen über die anderen Mitbrüder und Mitschwestern um der Treue willen. In Wirklichkeit hat es nichts mit dem Evangelium zu tun. Das sind Nachwehen aus dem 17. bis 19. Jahrhundert, in denen die meisten Genossenschaften entstanden sind. Man ist es halt so gewöhnt. Man muß da demütig nachdenken: Ist es wirklich nur der Eifer für den Herrn und seine Sache? Der Geist wandelt sich, und wenn wir Dinge mit uns herumschleppen aus allen Jahrhunderten, die nur noch Museumswert haben, dann sind wir nicht fähig, mit dem Herrn zu kämpfen gegen die Geister dieser Welt.

Die Theologie muß heute forschen: Was stammt aus dem Evangelium und was ist Ausdrucksform vergangener Jahrhunderte und damit spätere Zutat. So sollten es auch die Orden tun. Sie sollten lebenswahrer, lebensvoller das Evangelium für unsere Zeit ausschöpfen. Da finden Sie Formen der Askese, die nicht nur die einzelne Schwester zu üben hat, sondern vor allem die Mutter Oberin, die Ratsschwestern und die ganze Gemeinschaft. Daß man Werke aufgibt, die heute nicht mehr notwendig sind, daß man Vorrechte, Privilegien verabschiedet, die die Leuchtkraft des Zeugnisses verdunkeln. Diese Gewissensforschung verlangt, daß man ganz realistisch daran denkt, daß in uns ein

Hang zur Trägheit ist. In der Askese muß man lebenswahr sein. Das heißt auch: man darf dem Schwachen nicht zuviel zumuten. Man muß seine und der anderen Schwachheit, auch die geistige Schwachheit, kennen.

Der größte Kampf gilt dem Hochmut, der Ichhaftigkeit, der geistigen Trägheit, die sich dem Leibe mitteilt. Kampf gilt auch der Routine. Wenn viel aszetische Übungen auferlegt werden, werden sich notwendig viele Schwestern für abgetötet halten, falls sie sie beobachten. Sie sind dann gesetzlich gerecht und werden sich dann den Kampf gegen die echten Feinde sparen. Ein gewisses Maß muß auferlegt werden, damit es Ansporn ist, aber dieses Maß soll wahr sein. Es ist z. B. nicht wahr, wenn man sich anklagen muß, man hätte aus eigener Schuld etwas zerbrochen, wenn es einem heruntergefallen ist — vielleicht war man ermüdet. So gibt es eine ganze Reihe anderer Dinge, die überall noch herumgeistern. Keine buckelige Demut!

Es muß lebenswahr sein, d. h. ein echter Dienst und muß ins Fleisch schneiden. Es muß der alten Eva und dem alten Adam weh tun. Es muß wahr sein auch insofern, als es hinführt zum Leben. Nehmen wir die Fußwaschung. Sie ist in der Liturgie jetzt wieder erneuert worden. Ursprünglich war sie ein wirklicher Dienst, den man dem Gast erwies, der auf staubiger Straße daherkam und dem man seine verstaubten, verschwitzten Füße wusch. Das war kein Symbol. Und wenn wir nun die Fußwaschung wieder einführen, dann muß sie auch ein wirklicher, demütiger Dienst sein. Man muß sich sagen: Es geht um ein Bekenntnis, daß ich als der Geringste der Brüder den demütigsten Dienst leisten will. Wir haben, um ein Beispiel zu nennen, in unserer Kongregation jeden Donnerstag abend die Lesung des Evangeliums von der Fußwaschung. Und die Obere haben dann den Untergebenen die Füße geküßt. Wir haben das jetzt geändert: Der Obere — auch der Generalobere — trägt an dem Abend die Speisen auf und bedient die Mitbrüder. Das kostet ihn sehr viel mehr als das Küssen der Füße und ist lebenswahrer. Man kann ja das andere auch noch tun, aber muß auch sonst echte Dienste tun.

Ich will nun zeigen, wie lebenswahre Askese geübt und erreicht werden kann. 4 Punkte möchte ich nennen:

1) Die Nächstenliebe auf der ganzen Front.

Das ist das Entscheidende. Da fallen die großen Entscheidungen in der Einübung und in der Schlacht. Alle Askese, die nicht dienstbereiter macht und nicht wacher für die Nöte des Nächsten, ist, christlich gesehen, lebensunwahr, geht am Leben vorbei.

Dienstbereitschaft ist Askese, und diese Dienstbereitschaft muß sich auch in der Gemeinschaft ausdrücken. Wenn man in einer Regel sich absichert gegen draußen, um kein Risiko einzugehen mit Gästen

und mit Fremden, denen man irgendeinen Dienst leisten müßte, wenn das verboten ist und man dafür Askese treibt, dann ist das sinnlos, nicht lebenswahr. Auch ein Institut als solches muß lebenswahr sein. Auch ein Institut muß ganze Häuser, ganze Werke aufgeben, wenn sie nicht mehr ein aktueller Dienst sind für den Menschen von heute. Man muß sich umstellen auf echte Dienste, damit jede Einzelne es lernt: Das eigentliche Schlachtfeld der Askese ist das der Liebe, und hier bietet jeder Tag genug Übungen an.

Dahin gehört auch, alles zu vermeiden, was dem anderen Anlaß zum Ärgernis wird. Wie St. Paulus es als Regel des Apostolates aufstellt: „Mein Leben lang will ich kein Fleisch essen, wenn ich dadurch meinem Bruder Ärgernis gebe.“ Er weiß, daß Schweinefleischessen an sich keine Sünde ist, aber er weiß auch, wenn er mit Juden umgeht und sich einen Schweinebraten bestellt, dann sind Mauern aufgerichtet zwischen ihnen, psychologische Mauern — und er wird keinen Zugang zu ihnen haben. Darum verzichtet er darauf aus Liebe. Er ist bereit, sich weithin sogar gesetzlichen Bestimmungen zu unterwerfen (z. B. der Beschneidung). Er läßt seinen Jünger Timotheus beschneiden, damit ihm der Zugang zum Apostolat der Juden offenstehe, obwohl er klar sagt, daß Beschneiden nichts nütze. Aber es ist ein Dienst der Liebe, Rücksicht auf psychologische Schwächen.

So müssen sich die Jungen noch in viele Dinge hineinüben, um den Alten nicht weh zu tun. Aber wenn die Alten beweisen wollen, daß ihre Askese lebenswahr ist, dann müssen sie besser rennen als die Jungen. In diesem Sicheinfühlen, diesem Nachgeben, wo es um die Liebe geht, liegt Askese. Denken wir an den hl. Paulus, der sich lange eingeübt hat, auch viele Narben davongetragen hat und doch nicht immer gleich sich auf den andern einstellen konnte. Als sein junger „Vikar“ Markus nach einigen Steinigungen und Einkerkierungen müde war und heimgegangen ist, war Paulus böse auf ihn, anstatt sich zu sagen: Der Markus ist noch nicht so trainiert wie ich.

Als Markus das nächste Jahr, von Verehrung ergriffen, wiederkam, hat er ihm gesagt: Weichlinge kann man nicht gebrauchen. Und er hat sich deswegen überworfen mit Barnabas, seinem besten Freund. Sogar ein Paulus war hier nicht sicher. Unsereiner hätte immer wieder gesagt: Ich habe recht gehabt. Paulus dagegen schreibt später an Timotheus: „Bring mir meinen lieben Markus! Ich kann seine Dienste gut gebrauchen“. Und die Gemeinden und Väter nahmen ihn gut auf; er ist ein tüchtiger Kämpfer für Christus geworden. Paulus hat nicht recht gehabt, und er sagt es bei jeder Gelegenheit, daß er nicht recht gehabt hat. Es ist eine Abtötung für die Oberin zu sagen, daß sie nicht recht gehabt hat, daß sie einer Schwester nicht genügend Vertrauen geschenkt hat. Das baut die Gemeinschaft auf.

Alle Abtötung muß an der Front der Liebe kämpfen oder muß vorbe-
reiten für die Front der Liebe. Größere Bereitschaft, mit anderen mitzu-
gehen, mit ihnen zusammenzuarbeiten, größeres Einfühlen ist notwendig.
Und wo ein gemeinsamer Plan durchgeführt werden soll, da heißt es, sich
abtöten. Die Kollegialität, die auf dem Konzil so in der Mitte
steht, bedeutet praktisch: daß keiner, weder Bischöfe noch Päpste sich
als Moralverband sehen, die bloß befehlen, sondern daß der Papst das
höchste Amt des Dienens auf sich nimmt, daß er mit solcher Liebe allen
begegnet, damit er alle seine Schäflein zusammenbringt. Ja, er verzich-
tet sogar auf manche eigene Ideen, damit er alle zusammenbringt. Und für
die Bischöfe heißt es gewiß, auf eine ganze Menge eigener kluger Einfälle
zu verzichten, wenn es um einen gemeinsamen pastoralen Plan im eigen-
en Lande und in der Kirche geht.

Es ist natürlich klar, daß diese Kollegialität sich auch bei den Orden aus-
wirken muß, daß jede Kongregation sich fragt: „Wie können wir zum
pastoralen Plan der Kirche von heute beitragen? Wie in der Diözese, im
Land, in der ganzen Welt?“ Das bedeutet für die Gemeinschaft und für
manche Schwester eine große Selbstverleugnung.

Gemeinschaftsgeist ist das Kennzeichen, ob man eingeübt ist für
die Sache Christi. Die Mitte des II. Vatikanischen Konzils ist das Geheim-
nis der Einheit. Wir Katholiken dürfen nicht den anderen sagen: „Ver-
dammt Ketzer, kehrt endlich heim!“ Sondern wir müssen um Verzeihung
bitten, daß wir so wenig abgetötet waren, müssen unsere Schuld zuge-
ben. Natürlich nicht in lügenhafter Weise, nicht als Sünde, das wäre
auch verkehrt, eine buckelige Demut. Wir müssen Gott immer noch prei-
sen für das Gute, das er in der Kirche getan hat. Aber wir müssen uns
auch gründlich erforschen: Sind alle Dinge, die wir festhalten, wirklich
vom Herrn? Dienen sie wirklich der Einheit? Und mögen wir auch stim-
mungsmäßig, gefühlsmäßig daran hängen; wenn wir sehen, sie sind ein
Hindernis, dann müssen wir sie aufgeben. Und das muß die ganze Kirche
durchdringen, vor allem die besten Kinder der Kirche, die Klosterfrauen.
Was den anderen den Zugang zur katholischen Kirche schwerer machen
würde, das muß fallen.

Heutzutage wäre es eine der größten Sünden, wenn wir nur das anneh-
men würden, was uns keine Scherereien einbringt, wenn wir nur den
Gedanken hätten: Was kann ich sagen, damit ich nicht schief angesehen
werde? Das Einzige sollte sein: Niemand darf durch mich Schaden lei-
den am Heile, niemand darf ein Ärgernis nehmen, statt daß wir uns
in eine falsche Sicherheit wiegen, daß wir zu jener echten Befreiung
von menschlichen Zutataten kommen, die den Zugang zur Kirche erleichtern.

Das ist aber nicht nur Sache der Theologen. Die gleiche Gesinnung muß
die ganze Kirche erfassen. Wir müssen uns einmal gründlich erfors-
chen: Was könnte die Einheit fördern? Die Einheit im Haus, in der Pro-

vinz, in der Kongregation, im Orden, die Einheit der Orden untereinander, die Einheit aller Katholiken. Dann übt das eine Anziehungskraft auf die anderen aus. Und nicht bloß die Gesinnung geht es an, sondern auch die Strukturen. Darum müssen wir auch dort kämpfen und müssen die Strukturen so bauen, daß sie die Dienstbereitschaft der Gemeinschaft ausdrücken.

2) Die Front der Armut und ihre Einübung.

Sie ist die erste der Seligpreisung, die Armut im Geiste. In dem Entwurf der Konstitution „Die Kirche in der Welt von heute“ steht ein sehr nachdrücklicher Paragraph über den Geist der Armut als eine absolute Voraussetzung für eine große Weltaufgeschlossenheit, für die mutige Begegnung mit der Welt von heute.

Was bedeutet in diesem Sinn Armut? Nicht Elend. Nicht das hochmütige Vorübergehen an allen Mitteln, die Gott uns heute anbietet, sondern das Verzichten auf das Haben- und Geltenswollen. Wenn wir auch nur Weniges haben, so hängen wir doch daran; wir gehen oft in die Welt hinaus, um etwas für uns zu gewinnen, wir stellen uns den apostolischen Aufgaben, weil sie uns mehr eintragen, sei es an Geld, sei es an Prestige oder sonst etwas — das ist nicht Geist der Armut. Der Geist der Armut der ersten Seligpreisung, ist das Sich-arm-Fühlen vor Gott. Daß man weiß, alles kommt von Gott. Wir haben nichts zu eigen als unsere Sünden. Alles haben wir von Gott zu erbitten wie Bettler. Nichts eigenmächtig besitzen wollen, sondern alles dankbar annehmen und sich fragen: „Wie kann ich die Gaben der göttlichen Liebe umsetzen in Mittel der Liebe, in Ausdruck der Liebe?“

Die Orden von heute sollen mutig die modernen Mittel benutzen, aber sie sollen nichts, auch nicht das Geringste festhalten um des Festhaltens willen. Man kann nur die modernen Mitteln benützen, wenn man gleichzeitig den Mut hat, auf Altes zu verzichten. Ich bewundere unendlich den polnischen Episkopat, der nie gekämpft hat um die alten Liegenschaften und Wälder und Pfründen, die haben sie leichten Herzens hergegeben, um so mutiger zu kämpfen um die katholische Wahrheit und die katholische Moral. Es war das große Verhängnis, daß der Episkopat Frankreichs vor der Französischen Revolution und nachher um die irdischen Besitztümer der Kirche und um die Privilegien so sehr gekämpft hat. Auch in Deutschland haben wir ja diese Tragik in der Geschichte der Kirche, daß sie zu viele Dinge besessen hat, die sich an sie hängten mit Bleigewicht und sie unfähig machten für den Kampf. Vielleicht darf ich erwähnen: Es ist altmodisch, wenn man Aussteuern aufhäuft. Das war in einer ganz anderen Gesellschaftsordnung nötig, daß man Benefizien, gewisse Sicherungen an Geld oder an Einkünften haben mußte. Wir arbeiten heute. Soll denn das Geld in den kapitalistischen Banken verlorengel-

hen, wo die Missionen es brauchen? Wenn eine Genossenschaft Geld übrig hat, dann muß sie die erste sein, die es dort einsetzt, wo es an der Front der Kirche notwendig ist, in den Missionen, in der Diaspora. Dann kann man auch tatsächlich moderne Mittel gebrauchen, wenn man sich nicht daran hängt, wenn man demütig sich lösen kann. Ich glaube, auch hier müssen wir überlegen, wie die Institute, Kongregationen, die Orden die Armut ausüben sollen, nicht bloß individuell, sondern auch als Gemeinschaft. Unsere Häuser sollen schön, sollen gesund sein, aber auch bescheiden. Folglich sollen wir nicht Mittel aufhäufen, die wir nicht brauchen, die nur dienen, uns zu sichern für alle Zukunft. Es muß eine Bereitschaft dasein zu schenken, auch von der Gemeinschaft her. Es ist ein persönliches Opfer, daß man einem Bettler nichts schenken kann, das geht die Oberrn an. Die Regel ist zunächst so. Und doch, wenn ich einen Menschen in Not sehe, so kann gerade das Armutsgelübde mich nicht hindern, Gutes zu tun. Natürlich muß man da auch Grenzen kennen. Man wird nicht der Unklugheit jedes Einzelnen nachgeben. Aber ein gewisses Maß an Hilfsbereitschaft muß da sein, wenn eine Gemeinschaft nicht arm ist.

Das Institut darf nicht zur toten Hand werden. Was heißt das? Sie kennen die Hand, die wohl nimmt, aber tot ist im Geben. Die Erbschaften nimmt, aber nicht den Mut hat zu sagen: Wir haben Liegenschaften. Die Arbeiter wollen bauen. Wir geben die Bauplätze zu dem Preis, wofür wir das Land damals bekommen haben, oder noch billiger.

Es ist nicht die Armut, um die es geht, sondern um das Nichtbesitzenwollen, das Nicht-Selbstherrlich-Verfügenwollen, das Sich-Lösenkönnen. Am Ende muß der liebe Gott die Geißel schicken, sei es des Krieges, des Kommunismus, und man sagt: „Gott sei Dank, daß wir es verloren haben, jetzt kämpfen wir wieder leichter!“

3) Die Front der Keuschheit und ihre Einübung.

Jungfräuliche Keuschheit ist dem Wesen nach ein Weg, zu größerer Freiheit und Osterfreude zu gelangen. Wenn wir das Gelübde der Ehelosigkeit um des Himmelsreiches willen leben, werden wir nicht saure alte Jungfern. Es ist ein Irrtum zu meinen, daß die echte Keuschheit jemand leer, bitter und sauer mache. Wenn das der Fall ist, dann haben wir den Sinn nicht recht erkannt.

Aber das Gelübde der Keuschheit verlangt Opfer, nämlich Verzicht auf alles, was die letzte Freiheit für den Herrn gefährden könnte. Opfer auch auf allzu intime Freundschaften, die selbstsüchtig machen können. Man will die Schwester für sich haben, man ist nicht offen genug für andere, und in dieser Haltung ist man dann auch nicht offen genug für den Herrn. Es heißt: Verzicht auf all jene Freiheiten im Umgang mit anderen. Wir sollen nicht prude sein, wahrhaftig nicht, aber

Verzicht auf all jene Freiheiten, die den Schwachen zum Ärgernis würden und Verzicht auch auf all jenes, was uns zu sehr zerstreut. Ich glaube nicht, daß wir als jungfräuliche Menschen viel vor dem Fernsehschirm sitzen sollten. Wir dürfen diese Mittel benützen zur Bildung, um eine gewisse Kenntnis der Welt zu erlangen, aber mit großer innerer Loslösung.

Das ist aber nur der Kampf im Vorfeld. Im Grunde geht es um dies: vom Herrn erwählt sein, für ihn da sein. Darum Verzicht auf all jene Dinge, die die wahre Freiheit für den Herrn in uns mindern können. Diese Freiheit wird heute oft, mehr in Männer- als in Frauenklöstern, geschmälert durch die Sensationslust. Man muß immer die Nachrichten hören, braucht ein Quantum von dicken Zeitungsüberschriften und Radionachrichten. Da könnte man sich vornehmen: Am Freitag lese ich keine Zeitung, wenn nicht die berufliche Arbeit es erfordert; ich höre kein Radio, gehe nicht zum Fernsehen. Dann wird man nicht süchtig, bleibt innerlich frei. Man übt lebenswahre Askese.

4) Einübung auf dem Felde des Gehorsams.

Da sind die ersten, die angefordert werden, die ehrw. Mütter Oberinnen. Unsere Zeit fordert die Umstellung auf die mehr demokratische Denkweise der Jungen, so daß man den Stil des Regierens ändern muß; daß man sich demütig helfen läßt, nicht bloß von den Ratschwestern, sondern in wichtigen Fällen auch von sonst wirklich klugen Schwestern; daß man die Kritik der Jüngeren anhört, auch wenn sie manchmal übertrieben ist. Wenn die dann merken, daß sie sich ganz offen und gelöst aussprechen können, wird dem ganzen die Spitze abgebrochen, vor allem vermeidet man die Kritik hintenherum. Also zugänglich sein und gerade dann zugänglich sein, wenn die Kritik schon einmal heftiger herauskommt. Dann sich fragen: „Was fehlt bei uns, daß die Kritik so heftig geworden ist?“

Wir Katholiken sind immer geneigt gewesen, bei allen Schwierigkeiten den Feind im anderen Lager zu suchen. Ich habe die Tage im Lateran den älteren Studenten, 40 bis 45 jährigen Priestern, die den Doktor noch erwerben wollten, die Frage gestellt: „Was kann man in Italien tun, um den Antiklerikalismus der Arbeiter zu überwinden?“ Zuerst erklärten sie, das ist typisch, was die anderen alles verkehrt gemacht hatten, alles, was der böse Feind getan hat. Es kam ihnen nicht einmal der Gedanke, daß auch wir einiges ungeschickt angefaßt hatten. Genau darauf aber kommt es an.

So ist die Abtötung im Feld des Gehorsams, daß man nicht zuerst fragt: „Was machen die andern, die Untergebenen verkehrt?“, sondern: „Wie hat sich unsere eigene Art nicht angepaßt? Hat sie echten Dienst, Gehorsamsbereitschaft geweckt? Reiten wir nicht herum auf kleinen Pünktchen? Bleiben wir nicht an kleinen Dingen hängen, an denen dann auch die Kritik hängenbleibt?“ Wir sollten mehr begeistern für einen Gehor-

sam, der nicht mehr den eigenen Willen, den eigenen Lebensweg erstrebt, wie es der eigenen Natur und Neigung entspricht, sondern wie der Anruf Gottes an mich ergeht in den Befehlen der Obern, dem Anruf des Augenblicks, der Regel. Die Oberin soll mehr begeistern als kritisieren.

Auch bezüglich der Regel soll man die Stimmen der Schwestern hören. Es darf nicht so gemacht werden, daß Ehrw. Mutter mit ein paar Ratschwestern die Regel fertigmacht und dann als Trumpf auf den Tisch legt, um sie durchzubringen gegen die Stimmen der andern. Natürlich können Tendenzen da sein, die gefährlich werden. Dann muß man viel beten, mit gutem Beispiel und viel Abtötung vorangehen. Jedenfalls muß man den Verantwortungsbewußten und Verantwortungsfähigen Raum geben. Auf sie hören, das kostet jeden Tag eine ganze Menge Übung der Demut.

Aber auch von den Untergebenen wird viel verlangt. Die Anstrengung, die notwendig ist, um in Selbstverleugnung den Sinn der Regel zu sehen und zu bejahen, auch wenn es schmerzlich empfunden wird. Nicht gleich sagen: das ist sinnlos. Zuerst beten, sich überprüfen und dann selbstlos vorgehen in seinem Urteil und auch echt suchen, ob man nicht doch einen inneren Sinn und eine innere Berechtigung in der Regel findet. Das ist die Abtötung des Intellekts.

Es wäre verkehrt zu meinen, das brauchte nicht sein, wir brauchten nicht unseren Verstand als solchen abzutöten. Aber auch in unserem Denken sitzt eine Menge von Hochmut. Was wir als reines Verstandesurteil ausgeben, ist oft nur das Spiegelbild des Adam und der Eva. Darum muß alles, was unserem eigenen Urteil schmeichelt und unserem eigenen Hang entgegenkommt, noch einmal überprüft werden und im Gebet durchschaut und gefragt werden: „Ist es selbstlos?“ Ferner ist die Prüfung und die Reinigung der Motive eine der großen Aufgaben der Abtötung. Auch dann, wenn wir den Sinn einer Regel nicht finden, können und müssen wir sie erfüllen, wenn die Erfüllung nicht die Nächstenliebe und die Gemeinschaft hindert. Wir müssen sie erfüllen, damit der Friede gewahrt werde. Daß wir die Regeln und Gebote erfüllen, wenn sie innerlich gerecht sind, das ist klar, auch, daß wir sie nicht befolgen dürfen, wenn sie gegen ein Gebot Gottes verstoßen. Dazwischen liegt aber ein ganzes, großes Feld, wo die Regeln nicht mehr angepaßt sind, nicht mehr wirklich sinnvoll sind, nicht mehr aus sich selbst und ihrer eigenen Nützlichkeit für die Sache Gottes befehlen, andererseits aber auch nichts Gutes blockieren. In diesem Zwischenfeld müssen wir uns abtöten und die Regeln befolgen, solange sie Geltung haben, damit nicht die ganze Observanz in die Brüche geht. Wenn natürlich dieses Zwischenfeld von Regeln, die zwar nicht mehr dienen, aber auch nicht böse sind, zu groß wird, dann wird das

zweifellos den Geist zersetzen und die Liebe zum Gehorsam schmälern. Darum sind die zuständigen Stellen aufgerufen, dieses Zwischenfeld möglichst klein zu machen. Ein Rest wird immer bleiben, denn wir sind noch nicht im Himmel, wir sind im irdischen Jammertal. Wenn die Schwestern das um der Eintracht, der Liebe und der Ordnung willen tragen, dann sollte man sie auch hören, wenn sie zu einer Anpassung mahnen. Vor allem darf man die Dispens nicht verweigern, wenn echte Gründe vorliegen.

Wenn wir uns ehrlich bemüht haben, die Obern, die Novizenmeisterin, den Wert und Sinn in den Regeln zu erkennen und ihn aufzuzeigen, dann müssen wir auch dann, wo kein Sinn heute mehr darin ist, zugeben: „Für diese Regel weiß ich keinen Sinn.“ Versuchen wir, sie zu halten, bis sie geändert werden kann. Das Ja des Gehorsams hat dann eine viel größere Bedeutung. Aber geben wir Raum für Neuentwicklungen.

Bei der heutigen Askese sollte man den Ton auf folgendes legen: Wenn man bei wachem Gewissen die Unzulänglichkeit der Regel, die Begrenztheit der Obern wie auch der Strukturen erkennt, aber auch die eigene Begrenztheit sieht, dann wird man sich bemühen, es besser zu machen, aber auch die Last hinnehmen.

Noch einige lebenswahre Einübungen: Bevor man eine Kritik ausspricht, sei es gegenüber der Oberin oder gegen eine Mitschwester, bete man 3 „Gegrüßet seist du, Maria“ für die Betreffende. Wenn man das nicht getan hat, sollte man nachher einen Rosenkranz beten.

Nach einer Kritik möge man sich gründlich selbst verdemütigen und gegen sich selbst ohne Schonung annehmen, was andere sagen. Nach jedem lieblosen Wort sei man bemüht, einen Dienst demütiger Liebe zu schenken oder doch zum mindesten eine Freude zu machen. Das ist lebenswahr.

Das Freitagopfer (kein Fleisch essen) ist so ausgehöhlt, daß es keine Bedeutung mehr hat. Aber man sollte doch noch irgendeinen Verzicht aufbringen, z. B. auf Fernsehen oder sonstige Dinge, an denen wir hängen. Es muß irgend etwas Lebenswahres sein.

Man muß heute wieder Echtes finden. In Italien z. B. besagt es viel, ab und zu auf den Wein zu verzichten. Es ist ein billiges Getränk, jeder Arbeiter nimmt es. Das kann man aber in Deutschland nicht als Übung nehmen, denn wir haben sowieso keinen Tischwein. Da muß man etwas anderes suchen. So etwas spürt man vielleicht viel mehr als eine andere Abtötung.

Es müßte den einzelnen Provinzen und Häusern ein gewisser Rahmen der Freiheit gelassen werden, damit sie sehen, was gerade bei ihnen ins Fleisch schneidet, echte Abtötung ist. Es müssen also echte Abtötungen sein, nicht durch Gesetz Festgelegtes.

Ich konnte nicht viele Beispiele, nicht einfache Rezepte geben. Wir müssen, glaube ich, nur einige Linien angeben. Wir müssen, um lebenswahr zu sein, mitten in das Leben hineinschauen und sehen, was sich da angehängt hat, uns fragen: „Was hindert unsere vollständige Bereitschaft zu einem großen gemeinsamen Apostolat, zu einem vollen, frohen Einsatz für die Dinge, die gerade heute notwendig sind? Was mindert unsere Wachsamkeit für den Anruf der Stunde?“

Zusammenfassung: Bei all dem müssen wir uns klar sein, was der eigentliche Antrieb und die eigentliche Kraft der christlichen Abtötung ist. Das ist die Osterfreude. Der Christ darf nicht mit saurer Miene herumlaufen. Im Buche Jeremias heißt es: „Die Freude des Herrn ist meine Kraft.“ Wenn wir froh die Liturgie feiern, wenn wir daran denken, daß wir erlöste Menschen sind, wenn wir zudem noch Freude an unserem Beruf haben, der ja ein herrliches Geschenk des Herrn ist, dann ist es uns auch leichter, alles abzustoßen, was diese Freude mindern könnte, was diese Freude nicht zum vollen Durchbruch kommen läßt. Die frohe Feier der Liturgie, vorbereitet, gepflegt, verlangt auch eine Reihe von Abtötungen. Es verlangt vor allem von den älteren Schwestern, daß sie froh, nicht mit verdrießlicher Miene den liturgischen Bemühungen folgen, daß sie das Empfinden der Jüngeren verstehen. Wenn sie nur so verdrießlich mitmachen, dann zeigt ihnen das, wie unabgetötet sie sind, wie sehr sie an sich hängen. Sie finden dann keine Kraft mehr. Wenn wir aber froh die Liturgie feiern und jeder seinen Teil beiträgt, dann werden wirklich die Stimmen und die Herzen zusammenklingen, dann wird es ein Quell, ein wirklich lebendiger Quell jener Freude sein, die uns bereit macht zur täglichen Abtötung.